

Schumann Quartett

Publikation **Süddeutsche Zeitung**
Datum **21. März 2015**



Ken, Mark und Erik Schumann, dazwischen die strahlende Violaspielerin Liisa Randalu.

FOTO: IMPRESARIAT SIMMENAUER / KAUPU KIKKAS

Freiheit und Wagnis

Richtig sexy: In der blühenden neuen Streichquartettlandschaft weckt das Schumann-Quartett höchste Erwartungen – die dann mit Schwung und Leichtigkeit eingelöst werden

VON HARALD EGGBRECHT

Geschmeidigkeit und Reaktionsgeschwindigkeit, Risikofreude und Tatendrang, Klangfarbenreue und Phrasierungsverständnis, selbstredend Intonationsgenauigkeit und technische Brillanz – all das zeichnet das Schumann Quartett in höchstem Maße aus. Drei dieser glorreichen Vier sind Brüder: Erik, 1982 geboren, und Ken Schumann, Jahrgang 1986, spielen erste und zweite Violine, Mark, mit 27 Jahren der jüngste, das Violoncello. Alle drei haben jeweils als Einzelinstrumentalisten schon Wettbewerbe gewonnen, konzertieren solistisch und haben auch darin eine Erfolg versprechende Zukunft. Außerdem tritt noch ihre Schwester Lisa als exzellente Violinistin auf, mit internationalen Verpflichtungen. Dass es in dieser deutsch-japanischen Musikerfamilie aus Köln eine direkte Freude am Miteinandermusizieren gibt, ist kaum verwunderlich. Trotzdem muss daraus nicht die Gründung eines Streichquartetts folgen, denn jeder weiß, dass Spielfreude und familiäre Nähe allein keineswegs die ungeheuren Ansprüche an ein professionelles Ensemble erfüllen können.

2007 taten sich die Schumanns ernsthaft zum Quartett zusammen, damals noch mit der japanischen Bratscherin Ayako Goto. Man studierte in Köln bei Harald Schönweg vom früheren Cherubini-Quartett und bei Günter Pichler, dem Primarius des legendären Alban Berg Quartetts, an der „Escuela Superior de Música Reina Sofia“ in Madrid. Mit Ayako Goto

entstand auch die erste CD mit Werken von Beethoven, Béla Bartók und Johannes Brahms. Bereits hier erstaunte das Licht, die Abwesenheit jeglicher Undeutlichkeit oder Verwaschenheit. Vielleicht herrscht bei diesen Aufnahmen noch eine allzu betonte Achtsamkeit, nur ja nichts unterzubelichten, jedes Detail sorgfältig darzustellen. Und wie oft bei Studioaufnahmen fehlt es an jener ansteckenden Lebendigkeit, die sich sonst bei jedem Auftritt der Formation sofort überträgt.

EIN SPITZENENSEMBLE

Vor allem seit 2012 die wahrlich in jeder Hinsicht funkelnde blonde Bratschistin Liisa Randalu, Jahrgang 1986, aus Estland gebürtig, doch in Karlsruhe groß geworden, zwischen den vor Energie und Elastizität federnden schwarzhaarigen Brüdern sitzt, hat es eine fulminante Steigerung gegeben. „Wir haben keine Angst mehr, etwas falsch zu machen“, sagt Ken vergnügt.

Davon zeugt die zweite CD mit Mozarts erstem „Preußischen Quartett“, dem in deutschen Konzertsälen selten zu hörenden zweiten Quartett des Amerikaners Charles Ives und dem einzigen einschlägigen Stück von Giuseppe Verdi imponierend. Vor allem Ives hat da ein kauzigknorriges Werk geschrieben gegen den seiner Ansicht nach „verweichlichten“ Quartettklang, ein Stück „für Männer, die sich unterhalten, diskutieren, argumentieren (Politik, Kampf, Shakehands und Ende der Diskussion), und dann ... das Firmament betrachten“. Dafür braucht es

musikalischen Sarkasmus, einer herzhaften Fröhlichkeit und eine weit gespannte Wehmut, was den „Schumanns“ brillant gelingt.

Als sie jetzt in Münchens Allerheiligenghospitalkirche ihr hiesiges Debüt gaben, da betörte auch der glückliche Schmelz der Jugend, etwa in den Kantilen von Alexander Borodins zweitem Quartett. Genauso zeichnet die vier ein ausgesprochener Sinn für Witz und Ironie aus, wie sie in Dmitri Schostakowitschs erstem Streichquartett gefordert werden. Und diese Musiker sind erfüllt vom Geist des symphonischen Miteinanders, ohne den Ludwig van Beethovens dem russischen Fürsten Rasumofsky gewidmetes Op. 59, 3 nicht adäquat zu verwirklichen wäre. Bei diesen drei Stücken zeigten die „Schumanns“ in allen Belangen, dass sie zu den aktuell wichtigsten Protagonisten hochdifferenzierter Quartettspiels gehören.

Doch selbst in der so reich erblühten Landschaft neuer Quartettformationen stellen die „Schumanns“ etwas Ungeöhnliches dar: In ihnen offenbart sich eine großartige Mischung aus unmittelbarer Frische und luftiger Freiheit nach Klang und Gebaren, so dass nicht der Eindruck einer kompakten Homogenität entsteht, sondern fesselnd und begeisternd zu erleben ist, wie vier ausgemachte Instrumentalpersönlichkeiten zugleich individuell und gemeinsam agieren. Da „sprechen“ tatsächlich vier Musiker miteinander, je nach Funktion und Rolle im jeweiligen Stück. Das bedeutet erhöhte Wachsamkeit auf die Impulse des anderen, heißt, sich niemals auf Kosten der ande-

ren zu profilieren, sondern sich mit feinstem Raffinement und nuancensüchtig mit den anderen so auseinanderzusetzen, dass sofort verständlich wird, welche Faszination von dieser einzigartigen Kombination ausgeht. Von Beginn an, als Haydn seine ersten Quartette schrieb, ging es nicht um Amateurmusiker, sondern um ausgemachte Profis, an denen sich die Komponisten orientierten und, wie etwa Beethoven mit dem Schuppanzigh-Quartett, zusammenarbeiteten.

Noch etwas ist besonders an diesem Ensemble, es gibt bei den „Schumanns“ keinen Passepartout-Ton, das heißt, für jede Epoche, jeden Komponist, letztlich jedes Stück muss ein ureigener Ton gefunden werden, mit dem dann formuliert und artikuliert wird, damit man jedes musikalische Wort verstehen kann. Daher wirkt bei diesen Musikern jede Musik so unverwechselbar frisch, durchgelüftet, poliert und neu. So riskieren sie bei der fahlen Einleitung zu Beethovens Op. 59, 3 eine vibratolose Dürre, der die Gefahr des tonlichen Zerbrechens droht. Und dann legen sie das Allegro con brio mit einer geradezu lässigen Virtuosität ersten Ranges hin. Die bestach schon beim letztjährigen Streichquartettfest des Heidelberger Frühlings, als die Vier Joseph Haydns Op. 77, 1 leichtfüßig, mit brillant hellem, auf klare Durchhörbarkeit gerichtetem Spiel darstellten. Wer nun in München Beethovens Fugfinale erlebt hat, weiß, wie recht Primarius Erik Schumann hat: „Nach aller Vorbereitung muss die Musik durch uns hindurchfließen, man muss frei sein, damit sie entstehen kann.“